

Eva Corino

Das Nacheinander- Prinzip



Vom gelasseneren Umgang
mit Familie und Beruf

Suhrkamp

SV

Eva Corino
Das Nacheinander-Prinzip

Vom gelasseneren Umgang mit
Familie und Beruf

Suhrkamp

Anmerkung der Autorin:
Alle Namen, Orte und Arbeitgeber, die bei ihrer ersten Nennung
mit einem Stern * gekennzeichnet sind, wurden auf Wunsch
der beschriebenen Personen geändert.

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4881
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Lottermann and Fuentes
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46881-4

Inhalt

Teil 1 Das Nacheinander-Prinzip

- Im Gleichzeitigkeitwahn 9
Was mir vorschwebt 17
Die Angst vor dem Urteil der anderen 30
Die drei Wellen des Feminismus. Und der Anfang der vierten 33
Kritik von rechts 40
Kritik von links 43
Das umgekehrte Tabu 46
My Way – oder die Unkultur des Bereuens 50

Teil 2 Lebensgeschichten

- Marie, die Managerin 61
Amelie, die Theaterintendantin 74
Ursula, die Ärztin 89
Paula, die Wissenschaftlerin 102
Christine, die Therapeutin 119
Nikki, die Polizistin 129
Mathias, der Consultant 137

Teil 3 Bestandsaufnahmen

- Selbstständige 159
Angestellte im öffentlichen Dienst 161
Angestellte in der Privatwirtschaft 164
Herausforderungen 168

Teil 4 Expertisen

- Wo ist meine gewonnene Zeit geblieben? *Ein Gespräch mit dem Soziologen Hartmut Rosa* 181
Kann ich mit 45 mein Leben noch mal umkrepeln?
Ein Gespräch mit dem Familiensoziologen Hans Bertram 187

- Wie kann ich mir eine Weiterbildung leisten? *Ein Gespräch mit der Grünen-Fraktionsvorsitzenden Katrin Göring-Eckardt* 195
- Was tun Arbeitgeber für die Familien? *Ein Gespräch mit der Personalleiterin Christiane Grunwald* 201
- Gibt es meinen Job in zehn Jahren überhaupt noch?
Ein Gespräch mit dem Arbeitsforscher Klaus F. Zimmermann 208

Teil5 Metamorphosen

- Eine weibliche Gründerzeit 219
- Von der Projektmanagerin zur Gartendesignerin 220
- Von der Tänzerin zur Gastronomie-Ikone 223
- Von der sozialen Absteigerin zur Agenturchefin 227
- Von der Medienanwältin zur Redenschreiberin
und wieder zurück 231
- Vom sinnlosen Meeting ins Homeoffice 234
- Vom Jöbchen zum Jobsharing 242
- Von der Mami zum Mompreneur 245

Teil6 Chancen

- Was wir individuell verändern können 255
- Was die Politik verändern muss 258
- Was die Wirtschaft verändern muss 269
- Wie wir die Kultur verändern können 272

- Literaturverzeichnis 280
- Danksagung 288

Teil 1 Das Nacheinander-Prinzip

Im Gleichzeitigkeitwahn

Nehmen wir meine Schulfreundin Marie*. Sie ist 36 Jahre alt, hat einen attraktiven Franzosen geheiratet, beide sind aufstrebende Ingenieure. Marie arbeitet als Managerin bei der französischen Eisenbahn. Sie managt den Bahnhof von Toulouse*; hat 230 Leute zu beaufsichtigen. Sie stellt sicher, dass die Züge auf den richtigen Gleisen einfahren, die technischen Störungen behoben werden, dass der Bahnhof sauber ist, die Geschäfte pünktlich öffnen. Außerdem überwacht sie den Bau einer neuen TGV-Trasse.

Ein ganz normaler Tag in ihrem Leben, sagen wir, ein Mittwoch, sieht so aus: Sie hetzt früh los, um ihre beiden Kinder, ihre fast dreijährige Tochter und einen sechs Monate alten Sohn, in die Krippe zu bringen, dann gleich weiter ins Büro. Dort muss sie als Erstes die Gleisarbeiter beschwichtigen, denn für den kommenden Tag ist ein Streik angekündigt. Es folgt ein Meeting nach dem anderen. Um 17 Uhr hetzt sie zurück zur Krippe, um ihre beiden Kinder abzuholen. Sie bugsiert die Babyschale in den Van, lässt ihre Aktentasche auf dem Autodach liegen und merkt erst zu Hause, dass sie fehlt. Sie kehrt um, findet sie, macht noch ein paar Einkäufe auf dem Weg, kocht dann ein warmes Abendessen, badet die Kinder, schläft beim Vorlesen in Kleidern ein, wacht um Mitternacht wieder auf und spült die schmutzigen Töpfe ab.

Mittlerweile ist Donnerstagnacht. Früher hat ihr Mann Jean* am Donnerstagnachmittag die Tochter abgeholt und im Park mit ihr gespielt. Aber seit er in die Privatwirtschaft gewechselt ist, macht er viele Dienstreisen. In dieser Nacht wird Marie vier Mal geweckt. Der kleine Jacques* braucht seine Flasche, will getragen werden, holt sich vermutlich die Nähe, die seine Mutter ihm am Tag vorher nicht geben konnte. In den frühen Morgenstunden

küsst sie seine Stirn und stellt fest, dass er hohes Fieber hat. Sie ruft bei ihren Eltern an, in der Hoffnung, dass ihre Mutter anreisen und Jacques versorgen kann; in den nächsten Tagen soll der zweite Streckenabschnitt der TGV-Trasse eingeweiht werden. Am Telefon sagt die Mutter, sie könne nicht kommen, der Vater müsse ins Krankenhaus. Marie hat das Gefühl, dass sie eigentlich stehenden Fußes nach Deutschland reisen müsste, um den Eltern Beistand zu leisten. Aber das geht jetzt leider nicht, sie bestellt ihre Babysitterin, zwingt sich in ihr Kostüm und los, ein neuer Tag beginnt – und dieser ganz normale Wahnsinn, den man heute gerne »Vereinbarkeit« nennt.

»Vereinbarkeit – wer weiß, wie es geht?«, titelt die *ZEIT*. »Die Lüge von der Vereinbarkeit«, beklagt die *Wirtschaftswoche*. Vereinbarkeit ist der Fetisch, das Sehnsuchtswort der Stunde, und das hat natürlich einen tieferen Grund. Vereinbarkeit ist ein beschönigendes Wort für etwas, das sich in Wirklichkeit oft anfühlt wie Zerrissenheit. Heute fällt die Zeit der Familiengründung mit der beruflichen Profilierung beider Eltern zusammen. Zeitnot und das ständige Gefühl von Überforderung sind die Folge. Kinder, Partnerschaft: ein logistisches Problem statt Glücksversprechen! Am Arbeitsplatz muss man so funktionieren, als hätte man keine familiären Aufgaben. Und wenn die Großeltern nicht mehr helfen können, sondern selbst hilfsbedürftig werden, bewegt sich die »Generation Sandwich« hart an der Grenze der eigenen Belastbarkeit.

Phasen der Entspannung und der äußersten Anspannung aller Kräfte sind heute zu ungleich über den Lebenslauf verteilt. Im Alter haben die meisten Menschen weniger Verantwortung, als gut für sie wäre. Die Pubertät wird in die Länge gezogen, die Familiengründung immer weiter hinausgezögert – aus Angst vor Festlegung und den anstrengenden Aufgaben, die sich in der Lebensmitte drängeln. Den richtigen Partner finden und »dingfest machen«, solange die biologische Uhr noch tickt. Familie gründen, sich hingebungsvoll um die eigenen Kinder kümmern.

Ein Zuhause schaffen, bauen, renovieren, einrichten. Für das Alter vorsorgen. Alles geben im Beruf, zwei Karrieren voranbringen, wenn nötig, sogar umziehen und pendeln. Dabei gutaussehend und sportlich sein, kulturell und politisch auf dem Laufenden bleiben. Wie soll man das alles gleichzeitig schaffen und bewältigen? Das ist kaum möglich. Und ich kenne viele, die an dieser Quadratur des Kreises gescheitert sind, die ihre Gesundheit ruiniert, ihre Ehen beschädigt, ihre Kinder vernachlässigt haben. Mit teilweise äußerst dramatischen Folgen.

Der Familiensoziologe Hans Bertram hat dieses Phänomen die »Rushhour des Lebens« genannt. Noch treffender finde ich es, von einem »Gleichzeitigkeitswahn« zu sprechen: Weil es wahn-sinnig ist zu glauben, dass moderne Mütter all das gleichzeitig leisten könnten, was sie leisten müssten, um in Familie und Beruf ihr »Soll« zu erfüllen. Das schaffen nur sehr wenige, die Happy Few, die besonders stark sind, besonders begabt und besonders gute Bedingungen haben. Aber was ist mit den anderen? Mit der großen Mehrheit der Frauen, die unter ganz normalen Bedingungen leben? Sollen die sich trotz der ständigen Selbstaussbeutung als ungenügend empfinden?

Frauen werden nicht ermutigt, Familienphasen einzulegen. Weil die ökonomische Faktenlage es so will: Die Sozialforscherin Ute Klammer etwa, die 2011 im Auftrag des Familienministeriums am ersten Gleichstellungsbericht mitgeschrieben hat, warnt vor längeren Erwerbspausen. Mütter, die über das gesetzlich zugesicherte Maß hinaus vom Arbeitsmarkt fernbleiben, haben oft ein sehr geringes Lebenserwerbseinkommen. Und das Armutsrisiko ist groß, vor allem, wenn sie sich scheiden lassen und als Alleinerziehende große Lasten schultern müssen.

Aber was ist die Alternative? Marie hielt den gnadenlosen Takt ihrer Arbeitstage knapp zwei Jahre durch. Kurz nach der Geburt ihres dritten Kindes brach sie vor Erschöpfung zusammen und brauchte lange, um sich wieder zu erholen.

Nehmen wir eine andere Freundin, Stephanie*. Sie arbeitete

bis vor ein paar Jahren in Brüssel bei der Europäischen Kommission* und sanierte daneben ein marodes Haus, hochschwanger, während ihr Sohn sich in der Krippe ständig irgendwelche Keime einfieng, so dass sie ihn den halben Winter lang zu Hause behalten und ihre liegengebliebene Arbeit in Nachtschichten erledigen musste. Leider hatte ihr Mann das Gefühl, dass sie den Aufbau seiner Karriere nicht hinreichend unterstützte. Und leider hatte Stephanie das Gefühl, dass er sich nicht genug um die Kinder kümmerte – so dass sie ihre knappe Zeit zu zweit mit Streit und Vorwürfen zubrachten. Und als dann eine fröhliche Praktikantin an seine Bürotür klopfte, ging die Ehe endgültig in die Brüche.

In Deutschland werden heute 49 Prozent der Ehen geschieden, in Belgien, wo beide Eltern in der Regel Vollzeit arbeiten, sind es sogar 71 Prozent. Natürlich gibt es immer persönliche Gründe für das Scheitern von Beziehungen. Aber sie scheitern auch, weil die Druckzustände der Rushhour so schwer auszuhalten sind. Und weil die Paare ein unrealistisches Bild von Vereinbarkeit im Kopf haben, dem nur Supermänner und Superfrauen gerecht werden könnten. Ein familienpolitischer Diskurs, der dieses unrealistische Bild zum Leitbild erhebt, ist gefährlich und alles andere als nachhaltig. Er führt nämlich dazu, dass viele Frauen sich als Versagerinnen fühlen. Sie können sich abrackern, wie sie wollen. Sie haben trotzdem das Gefühl, immer im Defizit zu sein: Die Kinderlosen, weil sie Teil der demografischen Krise sind. Die hauptberuflichen Mütter, weil sie kein Geld in die Rentenkasse einzahlen. Und die berufstätigen Mütter, weil sie im Büro weniger verfügbar sind als die kinderlosen Kolleginnen und ihren Kindern weniger Aufmerksamkeit schenken können als die hauptberuflichen Mütter.

Die hellsichtige amerikanische Soziologin Arlie Russell Hochschild hat analysiert, dass berufstätige Mütter heute mindestens in zwei Schichten arbeiten: die erste Schicht am Arbeitsplatz und die zweite Schicht zu Hause. Wenn sie Pech haben, kommt

auch noch eine dritte Schicht hinzu: die Auseinandersetzung mit den negativen Folgen ihrer Abwesenheit, der erschöpfte Kampf gegen die Traurigkeit, Wut und Verweigerungshaltung ihrer Kinder.

Inzwischen nimmt jeder dritte Vater Elternzeit, in der Regel allerdings nicht länger als zwei Monate, was auch zeigt, welches Männerbild in Deutschland noch immer herrscht. Der Mann muss arbeiten, aufsteigen und funktionieren, außerdem noch, so viel es geht, Vater sein und wenigstens symbolisch im Haushalt helfen. Und weil das natürlich auch eine Überforderung ist, kriechen Väter und Mütter gleichermaßen auf dem Zahnfleisch, vermuten aber ständig, der andere habe in diesem Rollenspiel den leichteren Part. Wahrscheinlich würde es Männern tatsächlich besser gehen, wenn sie sich weigerten, »potente Funktionsmaschinen« zu sein, die niemals scheitern. Aber von dieser Weigerung sind die meisten Männer im Alltag noch ziemlich weit entfernt.

Wenn aber Mütter kurz nach der Geburt ihrer Kinder ins Erwerbsleben zurückkehren und Väter zu Hause nicht einspringen können oder wollen, ist man oft beim »Outsourcing« angelangt. Dann sollen Tagesstätten, Tagesmütter, Nannies und Au-pairs die Lücke füllen, die die übermäßige Berufstätigkeit der Eltern im Leben ihrer Kinder hinterlässt. Geht das? Und bedeutet Familienmanagement dann nicht, dass immer weniger Familie und immer mehr Management stattfindet? Sehr viel Organisation, rings um eine leere Mitte?

Bei Wikipedia findet sich folgende Definition: »Outsourcing bzw. Auslagerung bezeichnet in der Ökonomie die Abgabe von Unternehmensaufgaben und -strukturen an externe Dienstleister. Es ist eine spezielle Form des Fremdbezugs einer bisher intern erbrachten Leistung.«

Im Jahr 2012 hat Hochschild in den USA ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: *Outsourced Self. What happens when we pay others to live our life.* (Das outgesourcete Selbst. Was passiert, wenn wir

andere Leute dafür bezahlen, dass sie unser Leben leben). In diesem hochinteressanten Buch beschreibt sie, dass Aufgaben, die früher das »Kerngeschäft« der Familie waren, heute zunehmend an externe Dienstleister vergeben werden. Weil den Eltern einfach die Kraft fehlt, sie noch selbst zu übernehmen.

Immer größere Teile des privaten und familiären Lebens werden zu Markte getragen: Das Kleinkind? Zack, zur Tagesmutter. Der demente Opa? Zack, ins Altenheim. Die kriselnde Ehe? Zack, zum Therapeuten. Das warme Mittagessen? Wird in verschiedenen Kantinen eingenommen. Der Einkauf? Wird per Internet bestellt. Die Hemden? Werden in der Reinigung gleich gebügelt. Die Herbstferien? Gestaltet der Trainer im Fußballcamp. Der Kindergeburtstag? Organisiert das Team in der Kletterhalle.

Hochschild spricht mit den Konsumenten dieser schönen neuen Dienstleistungswelt. Und sie macht deutlich, dass sie diesen Konsum zugleich als Erleichterung und als großen Verlust erleben. Denn natürlich erinnern die Eltern einen Kindergeburtstag, den sie selbst imaginieren und mitfeiern, viel intensiver als einen, den sie nur »gebucht« haben.

Zu viel »Outsourcing« bedeutet, dass wir als Eltern eine tiefe Dimension der eigenen Lebenserfahrung einbüßen.

Eine andere Folge des Gleichzeitigkeitswahns ist, dass so mancher Kinderwunsch unerfüllt bleibt. Viele junge Paare träumen von einer großen Familie, trauen sich aber nicht, mehr als ein oder höchstens zwei Kinder zu bekommen. Sie haben panische Angst, sonst den Anforderungen ihres Berufs nicht mehr gerecht zu werden und aus allen Karriere-Rastern herauszufallen, und zwar für immer.

Und wenn die Kinder flügge werden und aus dem Nest hüpfen, sind die Eltern plötzlich traurig. Weil sie nicht richtig »satt« geworden sind als Mütter oder Väter. Weil sie die Erfahrung, für Kinder sorgen zu dürfen, doch gerne mehr ausgekostet hätten. Der psychologische Umschlag von: »Bloß kein Kind mehr, das wird mir alles zu viel!« zu: »Hätten wir doch bloß noch

eins bekommen, es ist auf einmal so still hier im Haus!« kann heute sehr schnell kommen.

Das ist das Problem bei dem Modell des »Adult Worker«, das in familienpolitischen Kreisen viel diskutiert wird: Wenn Vater und Mutter zu jedem Zeitpunkt ihres Lebens Erwerbstätigkeit und Erziehungsleistung kombinieren wollen, dann kombinieren sie auch den Stress aus beiden Bereichen: Den Stress der Deadlines, der ständigen Meetings, der Telefonate in überfüllten Zugabteilen, der hastig verschlungenen Brötchenhälften. Den Stress der durchwachten Nächte, der streitenden Geschwister, der Trotzanfälle und der umgestoßenen Gläser. Und den Stress, zwischen zwei ganz verschiedenen Zeitgefühlen zu vermitteln.

Nun ist das kindliche Zeitempfinden wie ein langsamer, ruhiger Fluss. Es ist schön, wenn Eltern die Gelegenheit haben, mit offenen Augen an seinem Ufer entlangzugehen – und wartend zu sehen, wie lange ihre Kinder spielen, streunen, staunen, toben, trödeln und träumen wollen ... Aber wenn alles gleichzeitig stattfinden muss, die Familiengründung und die berufliche Profilierung von beiden Eltern, dann heißt das auch, dass sie diese Gelegenheit nicht mehr haben. Und dass die Kindheit ihren freien und fließenden Charakter verliert.

Die Autorin Antonia Baum hat das einmal sehr gut beschrieben, in einem FAS-Artikel mit dem Titel: »Man muss wahnsinnig sein, um heute ein Kind zu kriegen«. Baum ist Anfang dreißig und sieht die Kinderfrage wie ein Damokles-Schwert auf sich zukommen. Warum, fragt sie sich, soll sie ein Kind bekommen, wenn sie gar keine Zeit dafür hat und es pausenlos wegorganisieren muss? Wann solle denn da eine Beziehung zu dem Kind entstehen? Mit einem Jahr in die Kita, dann in die Ganztagschule: »Auf dem Weg zur Kita rennen, damit ich nicht zu spät komme, aber mein Kind will sich vielleicht irgendeine Blume ansehen oder findet einen Lastwagen toll, und dann muss ich es da wegziehen, weil ich, im Dienst der Arbeit, keine Zeit habe.« Die Autorin nennt es ein »Selbstausschüttungskonzept«, das schon

beginnt, bevor man überhaupt Kinder hat. Arbeit, Beziehung, Körper, Bildung und Einrichtung – alles müsse heute perfekt sein, und perfekte Kinder sollten obendrauf, wobei die sich so oft dem Perfektions- und Timing-Wahn entziehen würden, dass das Ganze gar nicht mehr kompatibel sei, nach dem Motto: »Es ist jetzt aber total unpassend, dass du schlecht träumst, muss das sein? Ich habe zu tun!«

Nun kann man natürlich argumentieren, dass wir auch die Freuden aus beiden Bereichen kombinieren. Aber mein Eindruck ist, dass wir beim Zehnkampf des modernen Lebens inzwischen emotional nach dem Motto leben: »Mehr ist weniger!«

In den letzten fünfzehn Jahren sind die Familienphasen immer kürzer und gehetzter geworden. In einer Studie des DIW zur Wirkung des Elterngeldes, das im Januar 2007 eingeführt wurde, heißt es: »Erwerbsunterbrechungen von Müttern in Deutschland waren im internationalen Vergleich überdurchschnittlich lang. Die Verkürzung der maximalen Bezugsdauer von 24 Monaten beim Erziehungsgeld auf zwölf Monate beim Elterngeld entsprachen der politischen Zielsetzung, diese Unterbrechungen zu verkürzen. Eine Analyse tatsächlicher Veränderungen des Erwerbsverhaltens auf Basis des Mikrozensus bestätigt, dass sich die Erwerbsbeteiligung von Müttern im zweiten Jahr nach der Geburt des Kindes deutlich erhöht hat, vor allem unter Müttern mit niedrigem Einkommen.«

Für viele Vertreter aus Wirtschaft und Politik ist das ein Sieg. Aber ein Sieg ist es nur, solange wir uns in einem Diskurs bewegen, der Erwerbstätigkeit für das Wichtigste hält, und Familienarbeit nur für ein notwendiges Übel. Und solange wir nichts dagegen haben, dass die Tage unserer Kinder durchgetaktet werden und diktiert sind von den beruflichen Zwängen ihrer Eltern, von uns.

Was mir vorschwebt

2006 präsentierte Ursula von der Leyen eine von der Deutschen Industrie gesponserte Broschüre mit dem Titel: *Wachstumseffekte einer bevölkerungsorientierten Familienpolitik*. Die Strategie dieser Politik müsse sein, »knappe Ressourcen so einzuteilen und zu konzentrieren, dass die wesentlichen Funktionen von Familie – Reproduktion, Unterhaltssicherung, Sozialisation, Daseinsvorsorge – mit ökonomischen Zielen harmonisieren können«. Und was ist mit der Erziehung der Kinder durch ihre Eltern? In ihr sehen die Autoren jener Broschüre anscheinend »keine wesentliche Funktion von Familie«.

Über die Bedeutung der frühen Jahre für die kindliche Entwicklung wurde in den letzten Jahren viel geforscht und geschrieben. Alles, was im ersten, zweiten und dritten Lebensjahr passiert, hat große Auswirkungen auf die körperliche, geistige und soziale Entwicklung eines Kindes. Und noch wichtiger: auf seine Lebensfreude und seine Bindungsfähigkeit. Moderne Bindungsforscher wie der Psychiater und Psychotherapeut Professor Dr. Karl Heinz Brisch von der Universität München werden nicht müde zu betonen, dass Bindung der Bildung vorausgehen muss. Weil ein sicher gebundenes Kind in der Regel mehr Lust hat, zu lernen und seine Umwelt zu erkunden.

Kurioserweise hat sich zeitgleich eine Lebensform etabliert, die auf die frühestmögliche Trennung von Eltern und Kindern setzt – und für alle sehr schmerzhaft ist, jedoch der herrschenden Karrierelogik dient.

Aber warum eigentlich diese Ungeduld, warum die Eile? Die Lebenserwartung von Männern bei Geburt lag 2015 bei 78,4, die Lebenserwartung bei Frauen bei 83,4 Jahren, Tendenz steigend. Seit dem Jahr 1900 ist die Lebenserwartung beider Geschlechter um rund 40 Jahre gestiegen. Und seit dem Jahr 1950 haben sowohl die Männer als auch die Frauen rund 15 Jahre

Lebenszeit hinzugewonnen. Das muss man sich einmal vorstellen: Was wir mit 15 zusätzlichen Jahren alles anstellen können! Wenn wir es richtig anstellen, zumindest:

- Wir sind in einer historisch einmaligen Situation.
- Wir haben so viele berufliche Chancen wie nie zuvor.
- Wir sind gleichberechtigt wie nie zuvor.
- Wir leben so lang wie nie zuvor. Und das gesünder als je zuvor.

Wir profitieren von den Errungenschaften der modernen Medizin, von Sport und guter Ernährung. Unser Alltag verlangt uns vergleichsweise wenige körperliche Strapazen ab. Das bedeutet, dass wir länger gesund und leistungsfähig sind. Junge Frauen haben Möglichkeiten, von denen frühere Frauen-Generationen nur träumen konnten, wie den selbstverständlichen Zugang zu Bildung und Beruf, das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und eine sensationelle Wahlfreiheit in jedem Bereich des privaten und öffentlichen Lebens. Noch im 19. Jahrhundert war jede Geburt für sie eine Frage von Leben und Tod, die Kinder- und Müttersterblichkeit hoch, das Kindbettfieber grassierte. Heute ist das Risiko, bei der Geburt eines Kindes sterben zu müssen, winzig klein geworden. Fast alle Kinder, die eine Mutter zur Welt bringt, darf sie auch großziehen und bis ins hohe Erwachsenenalter begleiten. Wenn ihr letztgeborenes Kind die Pubertät erreicht, steht sie in der Mitte ihres Lebens. Das bedeutet, dass die Mutterrolle heute nicht mehr ein ganzes Frauenleben ausfüllen kann. Und umgekehrt heißt es auch, dass wir die Lebensphase, in der wir Mutter werden und sein können, wieder mehr ausschöpfen sollten.

Wenn wir wollen, dann können wir länger arbeiten und später in Rente gehen. Dann haben wir mehr Zeit für Verrücktheiten, mehr Zeit, um unsere Kinder zu erziehen und uns an ihnen zu freuen, mehr Zeit, um etwas zu lernen, Berufe zu ergreifen

und zu wechseln. Wir könnten nach einer glücklichen und gelassenen Familienphase mit neuen Impulsen ins Berufsleben zurückkehren.

Aber so einfach ist das anscheinend nicht. Zwar sind in den westlichen Demokratien die Frauen dem Gebären längst nicht mehr »unterworfen«. Durch Verhütung, Abtreibung und künstliche Befruchtung haben sie die Möglichkeit, ihre Fortpflanzung stärker willentlich zu kontrollieren. Das ist im Grunde ein Fortschritt, hat aber auch eigene Tücken, insofern, als sich die Frauen und Männer manchmal mit ihren Planungen selbst im Weg stehen, in ihrem »Karriere- und Optimierungswahn« ewig nach dem perfekten Partner und dem idealen Zeitpunkt suchen – und am Ende allein dastehen.

Denn von all den Wahlmöglichkeiten fühlen viele sich auch verunsichert. Eben weil sie nicht wissen, was sie wählen sollen. Weil sie Angst haben, etwas zu verpassen. Und weil sie den Eindruck haben, den widersprüchlichsten Erwartungen gerecht werden zu müssen. Manche wünschen sich aus diesem quälenden Zustand sogar zurück in eine Zeit, in der gesellschaftliche Konventionen regelten, wie Männer, Frauen und Kinder zu leben hatten. Aber diese Form von Eskapismus bringt niemanden weiter.

Es gibt diesen berühmten Satz von Leo Tolstoi, der am Anfang von *Anna Karenina* steht: »Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche ist unglücklich auf ihre Weise.«

Ich glaube, das stimmt nicht mehr. Nicht nur, weil sich in den vergangenen hundertfünfzig Jahren die Gesellschaft und die Art, wie die Menschen leben, arbeiten und sich selbst wahrnehmen, auf revolutionäre Weise verändert haben: Von der Agrar- zur Industriegesellschaft, von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, von der analogen zur digitalen Wissensgesellschaft – mit diesen unterschiedlichen Produktionsweisen haben sich natürlich auch die Familienformen verwandelt, von der bäuerlichen Großfamilie bis hin zur multilokalen Mehr-Generationen-Familie.